

Theater, Fernsehen, Kino

Matthias Kniebeck ist 62-jährig gestorben

ESSEN/MERZIG • Der Schauspieler und Regisseur Matthias Kniebeck (Foto) ist tot. Er sei am Mittwoch 62-jährig nach langwieriger Krankheit in Merzig (Saarland) gestorben, teilte die Künstler- und Medienagentur J.S. in Essen mit. Einem großen Publikum war Kniebeck wegen Rollen in der Dortmunder TV-Krimiserie „Balko“ (als Wittek), im Saarbrücker „Tatort“ (als Manfred Spieß bei Kommissar Max Palu) und in der Hunsrück-Filmsaga „Heimat“ von Edgar Reitz bekannt. In NRW arbeitete er lange Jahre als Ensemblemitglied am Grillo Theater in Essen.

Zunächst zog es den 1955 geborenen Kniebeck als Schauspieler auf die Bühne: Bereits als 18-Jähriger war er für Dieter Dorns Inszenierung der „Vögel“ von Aristophanes vom Berliner Schillertheater engagiert. Auch in



Darmstadt und Stuttgart stand er auf großen Bühnen. Zudem machte sich Kniebeck als Theater-Regisseur an Schauspielbühnen einen Namen. Er war ein „Mehrfachtalent“, hieß es.

Während seiner drei Jahrzehnte dauernden Theaterkarriere ragen die Titelrolle der Uraufführung „Karate-Bilie kehrt zurück“ 1991/92 am Staatstheater Stuttgart unter Jürgen Bosse ebenso heraus, wie die komische Rollen-Vielzahl in „Shakespeares Sämtliche Werke leicht gekürzt“ 1997/98, sowie der Marc in der viele Jahre am Essener Schauspiel gegebenen Dreipersonen-Komödie „Kunst“ (bis 2005). 2006 inszenierte er in Krefeld/Mönchengladbach Michael Frayns Farce „Der nackte Wahnsinn“ und entwickelte eigene Stücke. Im Kino spielte er neben Rainer Maria Brandauer in „Rembrandt“ (1999). • dpa/WA Foto: Reichel/dpa

KURZ NOTIERT

Der Soziologe Hartmut Rosa wird mit dem Erich Fromm Preis 2018 geehrt. Mit seinen Arbeiten mache er Fromms Denken für die Gegenwart fruchtbar, erklärte die Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft.

Der Maler und Grafiker Hans Vent ist 83-jährig in Berlin gestorben. Das teilte die Akademie der Künste, deren Mitglied er war, mit. In seinen Gemälden dominieren Figuren und Köpfe. In der DDR wurde er auch kritisiert.

TAGESTIPP

Die Suche junger Menschen

Meistens sind Premieren an NRW-Theaterhäusern ausverkauft. Wer zuspätkam Karten fragt, hat das Nachsehen. Am Schauspielhaus Bochum gibt es noch Platz, wenn Odón von Horváths Roman „Jugend ohne Gott“ auf der Bühne gegeben wird. Die Regisseurin Martina von Boxen greift die Kriminalgeschichte über erste Liebe und Sexualität, Gewalt und Gleichgültigkeit, die Suche junger Menschen nach Orientierung auf und ist auch bei der Frage, wie gehen Erwachsene mit der Wahrheit um aktuell.

Bochum, Kammerspiele, 19.30 Uhr, Tel. 0234/3333 5555; www.schauspielhausbochum.de



Das endet nicht gut: Still aus Cristina Lucas' Video „La liberté raisonnée“ (2009). • Fotos: HMKV

Sowjetische Inszenierung

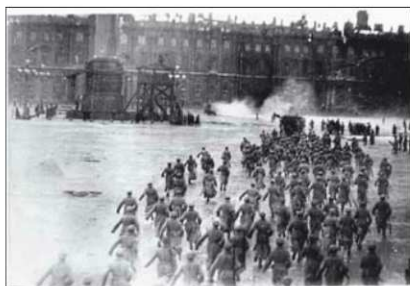
Der Hardware Medienkunstverein in Dortmund thematisiert Fake-News-Fotos

Von Ralf Stüttgen

DORTMUND • Auch ein Bild kann eine Lüge sein. Eines der prominentesten Beispiele für so eine visuelle Fake News ist Thema einer Ausstellung im Hardware Medienkunstverein in Dortmund. „Sturm auf den Winterpalast“ führt zurück in die russische Revolution.

Angeblieh stürmten die Bolschewiken im November 1917 den Winterpalast in St. Petersburg, den damaligen Sitz der provisorischen Regierung Russlands. Tatsächlich hat es diese Massenaktion nie gegeben. Die Machtübergabe der Bolschewiken erfolgte unpektulär. Revolutionäre betreten den Winterpalast durch das unverschlossene Haupttor und nahmen die Minister fest. Fotos davon gibt es nicht, es wäre auch kaum ein spektakuläres Motiv gewesen. Aber drei Jahre später wurde ein Reenactment, ein Nachspiel, des Ereignisses inszeniert von dem avantgardistischen Künstler Nikolaj Ewreynov (1879-1953). Bei dem Massenspektakel spielten 10 000 Laiendarsteller Revolution, dirigiert von Untergebenen, denen Ewreynov per Telefon Anweisungen gab. So etwas ließ sich natürlich gut fotografieren und filmen.

Und speziell ein Motiv machte ungehört Karriere. Man sieht auf der grobkörnigen, etwas unscharfen Aufnahme hunderte Menschen auf den Palast zulaufen. Das Bild wurde tausendfach nachgedruckt, als Zeugnis der heldenhaften Erhebung der revolutionären Massen. Es füttert den Gründungsmythos



Nur scheinbar ein Zeitdokument: Das historische Foto vom „Sturm auf den Winterpalast“ (1920), zu sehen in Dortmund.

der Sowjetunion. Dabei ist es bei genauerem Ansehen leicht zu entlarven, denn es wurde schlecht retuschiert. Auf dem wirklichen Original war der Turm zu sehen, von dem aus Ewreynov das Geschehen steuerte, und außerdem Zuschauer. In Dortmund vermitteln Ausstellungstrainer einen Eindruck von der Nachwirkung des Bildes: Schulbücher aus Staaten des einstigen Warschauer Pakts, aus China, zeigen das Foto als Zeitzeugnis der russischen Revolution. Das Bild taucht auf Meißner Porzellan auf und zierte eine Briefmarke der DDR. Die Ausstellung will es dabei nicht belassen: Die Kuratorinnen Sylvia Sasse und Inke Arms suchen weitere Versionen des Bildes. Wer also zu Hause ein Buch, ein Plakat, einen Kalender oder ein anderes Medium mit dem Foto hat, kann zum Leihgeber der Ausstellung werden.

Die Schau begnügt sich aber nicht damit, das Material

zum historischen Revolutionsstheater auszubreiten, 62 Fotografien und einen kurzen Film. Hinzu kommen Arbeiten von Gegenwartskünstlern, die sich mehr oder weniger direkt auf das Reenactment von 1920 beziehen. So rief Milo Rau im November 2017 zum „Sturm auf den Reichstag“ auf, im Kontext einer größeren Polit-Inszenierung, der „Generalversammlung“, zu der er Delegierte aus aller Welt nach Berlin eingeladen hatte. Nach dem Vorbild der Französischen Revolution sollten hier Akteure zu Wort kommen, die in der deutschen Politik nicht mitreden dürfen, aber von ihr betroffen sind. Ein Video zeigt nun Demonstrationen mit Fahnen und Parolen vor dem Reichstag. Sie stürmen nicht wie die russischen Akteure auf dem historischen Bild, aber die Optik ähnelt doch frappierend der Vorlage.

Das russische Künstlerkollektiv Chto Delat (Was tun?, was ein Manifest Lenins von

1902 zitiert) wiederum inszenierte in Petersburg eine ganz andere Aktion: Im Video „Palastplatz 100 Jahre danach“ (2017) sieht man Protestler, deren Schriftbänder einfach schwarz sind, ohne jede Parole. Der Zug schreitet sehr ruhig, fast wie eine Choreografie, und vor allem: rückwärts.

Frappierend auch die Aktionen der polnischen Gruppe „Orange Alternative“, die ab 1987 in Wrocław zu dadaistischen Happenings aufführten, die die Ästhetik von Massenaufläufen parodierten. Im Flugblatt heißt es, man solle sich rot kleiden: „Wenn du nichts Rotes hast, kannst du dir ein rotes Brötchen mit Ketchup kaufen.“ Plakate wirkten wie Pop-Art-Varianten echter Revolutionsplakate, so posierte ein nacktes Revuegirl mit Hammer und Sichel.

Bitterböse ist das Video „La liberté raisonnée“ (2009, „Die Freiheit zur Vernunft gebracht“) der spanischen Künstlerin Cristina Lucas: Sie stellt das berühmte Gemälde „Die Freiheit führt das Volk“ (1830) von Eugène Delacroix nach, bei dem die barbusige Marianne an der Spitze bewaffneter Revolutionäre die Barrikade stürmt. Delacroix schuf eine Ikone der politischen Ikonografie, die Dynamik seines Gemäldes bildete gewiss eine Quelle des Winterpalast-Fotos. Bei Lucas allerdings laufen die Aufständischen aus dem Ruder und richten die Waffen gegen ihre Anführer.

Bis 8.4., di – so 11 – 18, do, fr bis 20 Uhr, Tel. 0231/496 64 20, www.hmkv.de, Begleitbuch, Diaphanes Verlag, Zürich, 30 Euro

Die Freundinnen

Elena Ferrantes vierteilige Saga endet düster

Von Lena Klimkeit und Alexandra Stahl

Fans von Elena Ferrante dürften sich in den nächsten Tagen kaum vom Sofa wegbeugen: Der vierte und letzte Teil ihrer Neapel-Saga um die Freundschaft der beiden Frauen Elena (Lenù) und Raffaella (Lina oder Lila) erscheint heute auf Deutsch. Schon der Titel „Die Geschichte des verlorenen Kindes“ ist bemerkenswert. So viel sich der Leser vorher ausmalen mag: Was Ferrante erzählt, ist nichts, womit man rechnet. Umso kälter erwischt es einen. Tatsächlich ist der letzte Band der düsterste, der spannendste und der traurigste.

In Italien wissen die Leser schon seit Oktober 2014, wie die Geschichte der mehr als 60 Jahre umfassenden Spannungsgeladenen Freundschaft endet, im englischsprachigen Raum immerhin seit 2015. Für die deutschen Leser wird die Frage, was aus Lila geworden ist, jetzt ein letztes Mal aufgeworfen. Zur Erinnerung: Genau mit diesem Rätsel hat die Saga einst begonnen.

Rückblick: Lenù, aus deren Sicht die Geschichte erzählt wird, lebt in Turin, als sie einen Anruf von Lilas Sohn Rino bekommt: Er wisse nicht, wo seine Mutter stecke, um ihre Sachen sehen zu verschwinden. Auch Lenù weiß nichts, aber sie erinnert sich an die jahrzehntelange Freundschaft zu Lila und all die widersprüchlichen Gefühle, die sie in der Zeit zu ihr hatte.

Diesen Erinnerungen widmet Ferrante mehr als 2000 Seiten: Lenas und Lilas Kindheit in einem heruntergekommenen, konfliktgeprägten Stadtteil Neapels, Lilas frühe Ehe, Lenas schulischer Erfolg, die Liebe beider zum rätselhaften Nino Sarratore, die harte Fabrikarbeit Lilas in Neapel, Lenas intellektuelle Leben in Pisa, die Schwangerschaften sowie das ständige Auseinanderdriften und Zusammenfinden der Freundinnen – all das bestimmte die ersten drei Bände. Der brutale Alltag in Neapel der 50er Jahre und seine tradierten Rollenbilder begleiteten die Geschichte dabei so wie die 60er und 70er Jahre in Italien mit ihren permanenten Auseinandersetzungen zwischen Faschisten und Kommunisten.

Kritiker haben Ferrante für dieses breite Gesellschaftspanorama genauso gelobt wie für ihre raffinierte Schilderung einer höchst komplizierten Frauenfreundschaft, bei der man nicht weiß, wen man nun eigentlich mögen soll: die schüchterne Elena, die nie so recht sagt, was sie wirklich denkt, ständig Selbstzweifel hegt und sich von der Anerkennung anderer

abhängig fühlt („Wie sehr ich litt, wenn mir plötzlich die Zustimmung versagt wurde“). Oder die verschlagene Lila, bei der stets unklar ist, was sie im Schilde führt? Auch im letzten Band wird die Beantwortung dieser Frage nicht einfacher.

Der Teil beginnt mit Lenas lang ersehntem Traum: endlich mit Nino zusammen zu sein – der einst auch Lilas Geliebter war. Am Ende des dritten Bandes lässt sie ihren Mann Pietro und die beiden Töchter Dede und Elsa sitzen, um mit Nino durchzubrennen. „Wie aufregend es war, sich nicht nur geliebt, sondern auch geachtet zu fühlen“, schwärmt Lenù.

Im Laufe der 600 Seiten nimmt nicht nur die Beziehung zu Nino eine unerwartete Wendung – auch das Auf und Ab zwischen Lina und Elena sorgt immer wieder für Überraschungen. „Sie wollte, dass wir uns versöhnten, wollte sich wieder in meinem Leben einmischen“, sagt Elena zunächst über Lina. Dann finden die Freundinnen zur gegenseitigen Zuneigung zurück. Elena wird vorgeworfen: „Du hörst zu sehr auf Lina (...). Sie vergiftet dir den Kopf, deine Gefühle, alles.“

Die Leben der beiden Frauen könnten unterschiedlicher nicht sein – das ändert sich auch nicht, als Elena wieder in den „Rione“ – das Stadtviertel, in dem die Mädchen aufgewachsen sind – zurückkehrt. Elena konzentriert sich auf ihre Karriere als Schriftstellerin, die in der Welt herumkommt. Lila macht sich selbstständig und bekommt davon in der „Tiefe des Rione“ gar nichts mit.

Je weiter sich Lilas und Lenas Kindheit von der Gegenwart entfernt, desto extremer, ambivalenter und widersprüchlicher wird ihre Beziehung. Elena sagt schließlich über Lila: „Sie schien ein eigenen, geheimen Sinn in sich zu tragen, der allem anderen seinen Sinn nahm.“

Auch wenn die Saga mit dem letzten Teil nun endet – mit Lila und Lenù geht es weiter. Dieses Jahr soll eine Fernsehserie von Rai und dem US-Sender HBO an den Start gehen. Auch um Elena Ferrante dürfte es nicht ruhiger werden. Sie hat begonnen, eine wöchentliche Kolumne für den „Guardian“ zu schreiben. Im Juni soll außerdem die Übersetzung eines erstmals 2003 veröffentlichten Buchs der Autorin auf Deutsch erscheinen.

Davon abgesehen dürften sich Leser weltweit weiter fragen, wer die Schriftstellerin ist: Elena Ferrante ist ein Pseudonym. Ihre wahre Identität will die italienische Autorin nicht preisgeben. • dpa

Elena Ferrante: Die Geschichte des verlorenen Kindes. Suhrkamp, Berlin, 614 S., 25 Euro

„Die Gesellschaft fürchtet sich vor diesen Geschenken“

Der Schweizer Graffiti-Künstler Harald Naegeli hat wieder Ärger mit der Justiz und soll in Düsseldorf vor Gericht erscheinen

Von Frank Christiansen

DÜSSELDORF • Harald Naegeli, der berühmte „Sprayer von Zürich“, hat wieder Ärger mit der Justiz. Weil der Künstler unter anderem die „Nordrhein-westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste“ in Düsseldorf mit zwei Flamingo-Figuren verziert haben soll, muss er nun vor Gericht. Zu einem Prozesstermin am Amtsgericht sei der 78-Jährige allerdings nicht erschienen, bestätigte eine Gerichtssprecherin gestern Medienberichter.

„Die Polizei behauptet, dass er das war“, sagte sein Verteidiger Gerhard Schaller. Naegeli wäre am Dienstag um ein Haar von dem Düsseldorfer Gericht in Abwesenheit zu

600 Euro Strafe wegen Sachbeschädigung verurteilt worden, berichtete Schaller. Nur weil die Ladung zum Prozesstermin dem Künstler nicht ordnungsgemäß zugestellt worden sei, gebe es nun einen neuen Anlauf, aber noch keinen neuen Termin. Auf die baldige Verjährung der Vorwürfe könne Naegeli aber nicht hoffen. Die sei unterbrochen. Dem Urvater der Graffiti-Kunst könnte das „Graffiti-Bekämpfungsgesetz“ von 2005 zum Verhängnis werden, das die rechtliche Situation zum Nachteil der Sprayer verändert hat.

„Die Beschuldigung ist glatte Rechtsbeugung“, erklärte Naegeli gestern. Der Gesetzgeber bestimme den Begriff der Sachbeschädigung als



Harald Naegeli, „Sprayer von Zürich“. • Foto: dpa

Zerstörung oder Unbrauchbarmachung eines Gegenstandes. „Eine Sprayzeichnung auf einer Mauer oder Wand tut dies nicht.“ Doch nicht alle empfinden Naegelis Arbeit in Düsseldorf als Sachbeschädigung. Die

Stadt selbst toleriert seine Werke etwa an Brückenpfeilern und Betonfassaden.

Auch ein Tankstellenpächter zeigte sich toleranter als die Akademie der Künste, entfernte einen Naegeli-Flamingo nicht und verzichtete

ausdrücklich auf Strafverfolgung. Auch in der Schweiz hat Naegeli wieder Ärger. Im vergangenen Jahr sollte er eine sechsstellige Strafe zahlen. Doch ein Kantonsgericht rief die Betroffenen auf, sich mit ihm gütlich zu einigen. Als „Sprayer von Zürich“ wurde Naegeli spätestens in den 1980er Jahren zum berühmten Graffiti-Künstler. Die Schweizer Justiz verfolgte ihn wegen seiner Strichmännchen mit 192 Franzosen und steckte ihn sechs Monate ins Gefängnis.

Naegeli lebt überwiegend in Düsseldorf. 2016 ehrte ihn die Landeshauptstadt mit einer Ausstellung im Stadtmuseum mit dem mehrdeutigen Titel „Der Prozess.“

Zu seinen Werken kann er

sich aus rechtlichen Gründen nicht bekennen. Er verkaufe sie nicht, er verschenke sie, erklärte er. „Die Gesellschaft fürchtet sich vor diesen Geschenken und hetzt die Polizei auf mich. Verschenken ist viel schwieriger als nehmen“, sagte Naegeli zu seinem 75. Geburtstag.

In Zürich ist sein Spraywerk „Undine“ inzwischen unter Schutz gestellt, in Köln sein „Tödlein“ am Schnütgen-Museum. „Naegeli hat die vulgäre Methode des Graffiti zu seinem Mittel gemacht und ist als Künstler längst anerkannt“, hatte ihm der Kölner Kunsthistoriker Siegfried Gohr attestiert. Wie der Britte Banksy sei Naegeli „seiner subversiven Position treugeblieben“. • dpa